

## **Statt eines Nachworts: Meine persönliche Gleichung (1988)**

Jede geistige Arbeit hat auch ganz persönliche Beweggründe. Es gehört zu den wesentlichen Punkten meiner Patriarchatskritik, dass sich männliches Denken in den meisten Fällen keine Rechenschaft über seine persönlichen Motive ablegt und dies aus der Vorstellung, die Welt des „objektiven Geistes“ sei abtrennbar vom eigenen Leben und Erleben.

Nun bilden aber die durch Erziehung und persönlichen Werdegang erworbenen Perspektiven einen je eigenen und immer auch beschränkten Lebenshorizont. Die Konsequenz daraus wäre, dass jeder Autor und jede Autorin seine/ihre „persönliche Gleichung“, wie Jung sich ausdrückte, in den Kontext einer geistigen Auseinandersetzung einzubeziehen hätte.

Deshalb stelle ich im Folgenden meinen äußeren Lebensdaten die wichtigsten Stationen meines inneren Lebensgangs zur Seite, wenn beides auch nur stichwortartig geschehen kann.

Ich bin 1927 als mittlere von drei Töchtern in Süddeutschland geboren und aufgewachsen. Mein Vater hatte als ältester Sohn contre coeur den Hotelbetrieb seines Vaters übernommen, während sich sein musischer und romantischer Charakter zur Kunst und zur Philosophie hingezogen fühlte. Was ihm an Vitalität, Realismus und Durchsetzungskraft mangelte, besaß meine Mutter in hohem Maße. Doch fehlte es ihrer charmanten und starhaften Persönlichkeit an Selbstdisziplin, so dass sich ihre Fähigkeiten weniger in eigener Leistung als in der Durchsetzung ihrer Ansprüche an die Umwelt niederschlugen. Ihrer Herkunft und ihrem Temperament nach allzu verschieden, sahen sich beide Eltern in ihren Erwartungen an die Ehe enttäuscht, und so erlebte ich von Kind auf den Vater als unglücklich und die Mutter als unzufrieden.

Meine Haupterinnerung an die frühe und mittlere Kindheit sind Ängste: Angst vor den unkontrollierbaren Temperamentsausbrüchen der Mutter, Unsicherheit gegenüber dem ständig wechselnden Hauspersonal und das beunruhigende Wissen um die finanziellen Sorgen des Vaters. Dennoch verdanke ich dem „geheimen“ Leben meines Vaters viel: seiner herrlichen Bibliothek und den unvergesslichen Aufträgen an das kleine Mädchen, den richtigen Band des Konversationslexikons zum jeweiligen Stichwort zu bringen, seinem Gespür für geistige Zusammenhänge und seiner, wenn auch verhaltenen emotionalen Zustimmung.

Stillter als die beiden Schwestern, beobachtete ich früh die psychischen Schwelbrände, die in der familiären Luft lagen, die sozialen Spannungen im Betrieb, die fremden Gäste und ihre Merkwürdigkeiten. Aufgrund der introvertierten Veranlagung war mein Überlebenskonzept ein selbstverarbeitender und reflektierender Mechanismus, den ich später meine „psychische Kläranlage“ nannte.

Vom Interesse her nahm die Schule den wichtigsten Platz in meinem Kinderleben ein. Sie war mein Fluchtpunkt, und ich lernte mit Übereifer. Als ich 12 Jahre alt war, brach der Zweite Weltkrieg aus, ein Jahr vor dem Abitur wurden wir alle zum Kriegsdienst eingezogen, den ich als Hilfsschwester in einem Zivilkrankenhaus versah. Mein Vater, der sich von der alten deutschnationalen Prägung her und als ein im Grunde apolitischer Mensch mit der NSDAP arrangiert hatte, erlebte den Zusammenbruch von 1945 auch als einen persönlichen. Für mich hingegen bleiben die ersten Studienjahre in München mit ihrem Neubeginn und ihrem geistigen Aufbruch unvergessliche Jahre. An der Tagespolitik wenig interessiert, nahm ich stärker die kulturelle Entwicklung wahr und weniger die restaurative Tendenz in der Politik, die sich während meines Doppelstudiums Philosophie/Psychologie im Nachkriegsdeutschland vollzog. Nach meiner Promotion am Philosophischen Institut begegnete ich ganz konkret der

sexistischen Diskriminierung. Die bezahlte Assistentenstelle wurde mir von der Verwaltung mit dem Argument verweigert: Frauen heiraten ja doch. War mir damit die finanzielle Basis zur theoretisch vorhandenen Möglichkeit der Habilitation entzogen, so gab es neben den materiellen Gründen, die durch irgendeinen Broterwerb zur Not überwindbar gewesen wären, auch innere Gründe, um von der Universitätslaufbahn Abstand zu nehmen. Ich sehe mich noch im Anschluss an ein Seminar das Treppenhaus der Ludwig-Maximilians-Universität hinunterstürzen und fluchtartig die „Heiligen Hallen“ verlassen, die ich mit so unbeschreiblichem Enthusiasmus betreten hatte. Ich hatte genug von intellektueller Beflissenheit, von hochgeschraubtem Wortgeklingel und Konkurrenzgerangel unter den Kollegen.

Es folgten Jahre der praxisbezogenen Ausbildung zur Kinderpsychologin und Psychotherapeutin, wobei die psychoanalytische Selbsterfahrung parallel lief. Erst jetzt wurde mir bewusst, wie einseitig ich bisher Vater-Tochter gewesen war und wie sehr ich das Temperamentserbe der Mutter verdrängt hatte. Nach Auflösung einer unglücklichen Beziehung zu einem viel älteren Mann setzte ich mit 25 Jahren einen Wendepunkt in meinem Leben durch einen längeren Amerikaaufenthalt. Dort erwachte angesichts des Koreakriegs mein politisches Bewusstsein, das sich durch die Begegnung mit dem sozialistischen Hintergrund meines späteren Mannes noch schärfte. Ihn, den Schweizer Chemiker und künftigen Gymnasiallehrer, hatte ich auf der Rückreise von Amerika kennen gelernt, und fünf Jahre später heiratete ich und siedelte in die Schweiz über.

Damals war mein Glaube an die Kleinfamilie noch ungebrochen, und der unbedingte Wunsch nach Kindern schob bewusst die berufliche Laufbahn beiseite. Als ich rasch hintereinander zwei Töchter gebar, wurde mein isoliertes Hausfrauendasein durch die relativ große Präsenzzeit meines Mannes in der Familie, die ihm der Lehrberuf ermöglichte, gemildert. Unser partnerschaftliches

Verhältnis war für damalige Begriffe außergewöhnlich. Nicht nur suchte mein Mann den vollen geistigen Austausch mit der Partnerin, er nahm auch seine väterlichen Aufgaben schon während der ersten Lebensjahre seiner Kinder wahr. Was mir die erste Zeit meines Ehestandes dennoch nicht leicht machte, war der damalige emanzipatorische Rückstand der Frauen in der Schweiz. Zudem stand von Anbeginn meine Schwiegermutter, zu der mein Mann als einziger Sohn ein außerordentlich belastendes Verhältnis hatte, wie ein dunkler Stern über unserem gemeinsamen Leben. Ohne Vater in spannungsreicher Atmosphäre aufgewachsen, in der er sich als Spielball verwandtschaftlicher Intrigen sah, hatte er sich als junger Mann auf die sichere Insel der Naturwissenschaften gerettet. Dabei hätte ihm nach Neigung und Begabung die Literaturwissenschaft ebenso nahe gelegen. In seiner überschatteten Kindheit und Jugend lag letztlich wohl auch die Wurzel für sein neurovegetatives Leiden, das sein Leben schmerzlich einschränkte und dem er schließlich allzu früh erlag.

Meine Erfahrungen als Mutter zeigten mir bald, wie problematisch die Abgeschlossenheit der Kleinfamilie auch für die heranwachsenden Kinder war, die sich nach mehr spontanem Austausch und Geselligkeit sehnten, und wie wichtig es für die Selbstfindung meiner Töchter wurde, dass ich während ihrer Schulzeit schrittweise wieder ins Berufsleben einstieg und auch finanzielle Mitverantwortung trug.

Nach mehr als 12-jähriger Unterrichtstätigkeit - davon die längste Zeit an einer sozialen Berufsschule im Fach Psychologie - nahm ich meine therapeutische Tätigkeit wieder auf, die ich vor meiner Verheiratung an einer Erziehungsberatungsstelle und privat in der Bundesrepublik ausgeübt hatte. Als ich im Alter von 50 Jahren meine psychotherapeutische Praxis in der Schweiz eröffnete, fand ich meine eigenen Lebenserfahrungen in den Schicksalen und Lebensumständen meiner Patientinnen und Patienten wieder. Seit jeher kam mir in der therapeutischen Arbeit das von Kindheit an

vertraute einführende Beobachten und das reflektierende Einordnen des emotional Erfassten zugute, nur dass später die „psychische Kläranlage“ auf zwei Ebenen arbeitete: mit der Analyse der individuellen Lebensumstände und mit der Analyse der gesellschaftlichen Verhältnisse (das Letztere umso mehr, je stärker ich den Zusammenhang zwischen individueller Problematik und kollektiven Gegebenheiten begriff).

Auch im Subjekt des/der Therapierenden spielt sich der therapeutische Vorgang auf zwei verschiedene, einander bedingende und ergänzende Weisen ab. Neben der persönlichen Empathie, welche die Grundlage jeder therapeutischen Tätigkeit bildet, steht die theoretische Klärung, die nicht ohne innere Distanz gewonnen werden kann. Deshalb bedeutet für mich die theoretische Verarbeitung - gerade auch in der schriftlichen Formulierung - ein Stück Verarbeitung des eigenen Erlebens und Miterlebens und zugleich ein Abstandnehmen von den wechselnden Chancen des therapeutischen Erfolgs.

Auf das vorliegende Buch, das ich schon längere Zeit zuvor begonnen hatte, konzentrierte ich mich voll nach dem Tod meines Mannes 1984. Im Laufe der Jahre eröffneten sich mir immer stärker die kulturkritischen Perspektiven meiner Arbeit, und von daher wurde mir erst allmählich die Tragweite meines Vorhabens bewusst.

### **Nachtrag 2011:**

Seither entstanden weitere Schriften, die an die Problemstellungen des ersten Buches anknüpfen und sie vertiefen. Zuerst ein Bildband zu den alten matrizenrischen Sakralsymbolen und ihrer patriarchalen Umdeutung in Herrschaftssymbole (1993), dann, angeregt durch die Ethikdebatten über neue Technologien, die erkenntnistheoretische Studie über „Gefühl und Urteilskraft“ (1997), gefolgt von einer religionsphilosophischen Arbeit, mit der ich das Verhältnis von Ethik und Religion zu klären versuche

(2001). Mein zweiter Bildband (2004) ist dem Thema des Fundamentalismus gewidmet, der historisch weit zurückreicht und die verhängnisvollen Bilder vom Kampf d e s Guten gegen d a s Böse hervorbrachte. Schliesslich folgte 2007 der Essayband „Macht und Moral“.

Keines meiner Bücher entstand aus einem vorgefassten Plan, sondern aus der immer neuen Auseinandersetzung mit historisch gewachsenen und aktuellen Zeitproblemen, wie sie der Untertitel meines Essaybandes auf den Punkt bringt: Die Aufkündigung patriarchaler Denkmuster. Das beinhaltet die Absage an Gewalt und Krieg ebenso wie die Dekonstruktion einer dualistischen Weltsicht mit ihrer Spaltung von Geist und Leben. Dabei suchte ich immer auch nach konstruktiven Entwürfen für positive Veränderungen in der Theorie und in der gesellschaftlichen Praxis, wie ich sie für die Generation meiner Enkel erhoffe.